

# **Landesbibliothek Oldenburg**

**Digitalisierung von Drucken**

**Karl Strackerjan**

**Wirminghaus, Else  
Strackerjan, Karl**

**Oldenburg i. Gr., 1905**

Zur Feier deutscher Dichter.

**urn:nbn:de:gbv:45:1-4514**

## Bur Feier deutscher Dichter.

Vierter Abend, am 21. Dezember 1877: Aus den Anfängen der zweiten Blütezeit deutscher Dichtung.

Unsere Schule eröffnete ihre Vortragsabende mit Uhland, feierte dann im Winter 1875/76 Schiller an seinem Geburtstage, die Sängler des Freiheitskrieges am Jahrestage des „Aufrufs an mein Volk“ vom Jahre 1813. Im verfloffenen Winter ließen sich diese Feiern nicht fortsetzen. Wenn wir nun heute nach einer Unterbrechung von mehr als einem Jahre wieder mit einem Versuche hervortreten, so dürfen wir zugleich die Hoffnung aussprechen, daß diese Art Feier zu einer bleibenden Sitte unserer Schule wird, die regelmäßig zweimal in jedem Winterhalbjahre durch Deklamation und Gesang aus der Geschichte der deutschen Dichtkunst entweder einzelne hervorragende Dichter oder bestimmte Gruppen zur Erinnerung bringt. Wenn für die früheren Vortragsabende die Wahl nicht bloß durch die Bedeutung der Dichter, sondern zum Teil auch durch Außerlichkeiten, wie die Rücksicht auf Gedächtnistage, bestimmt wurde, so darf für eine dauernde Einrichtung die Wahl nicht mehr von solchen Zufälligkeiten abhängig sein, sondern muß sie nach einem festen Plane getroffen werden, nach welchem die einzelnen Abende als Glieder einer in sich geschlossenen Kette anzusehen sind.

Es sind für eine planmäßige Verteilung des Stoffes verschiedene Gesichtspunkte denkbar. Am zweckmäßigsten erschien aber für unseren besonderen Zweck eine chronologische Ordnung, und es konnte nur fraglich sein, wo begonnen werden sollte. Daß nicht in die erste Blütezeit, das Zeitalter der Hohenstaufen, zurückgegriffen

werden konnte, lag auf der Hand; wenn überhaupt einmal, so ist dies wenigstens erst dann zulässig, wenn der Sinn und das Verständnis für die Auffassung und Darstellung des so viel ferner Liegenden schon durch längere Gewöhnung und Ausübung geschärft ist. Wir mußten uns zunächst auf den Boden der zweiten Blütezeit stellen, deren Höhepunkt durch das Doppelgestirn Göthe-Schiller bezeichnet wird, und da wäre es höchst ungerecht gewesen, wenn wir erst mit einem Klopstock und Lessing hätten beginnen und die Gruppe der kleineren Dichter, die wir heute in einzelnen Proben vorzuführen gedenken, hätten beiseite lassen wollen.

Es gehört freilich bei manchen, nicht bloß Liebhabern, sondern auch bei Literaturhistorikern von Fach fast zum guten Tone, die Dichter aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mit abfälligem Urtheile von oben herab zu behandeln, als wenn es kaum der Mühe wert wäre, sich eingehender mit ihnen zu beschäftigen, und es muß auch zugegeben werden, daß diese Dichter nicht zu jenen Jägern gehörten, welche den Königssohn Uhlands begleiteten, um das schlummernde Dornröschen zu wecken, daß sie auch zum großen Theil bei dem Weiblein grau von Haaren in die Schule gegangen waren und sich nicht rein von dem Staube der Spinnstube gehalten hatten. Allein daß aus der dürren Öde des 17. Jahrhunderts ein gebahnter Weg zu dem Schlosse hinführte, das ist das unbestreitbare Verdienst unserer Dichter, wenn sie selbst auch noch kaum eine Ahnung von dem Zauber hatten, den der Fürstenbau für den Königssohn aufbewahrte.

Es fehlte ihnen die schöpferische Kraft, um selbständig Großes zu leisten; aber sie haben Deutschland befreien helfen von dem Übergewicht der französischen Literatur und von der tyrannischen Herrschaft der willkürlichen Regel einer Schule, wie sie besonders durch Gottsched vertreten wurde. Schon das Verdienst, welches sie sich um die deutsche Sprache erworben haben, ist nicht gering anzuschlagen. Die Sprache des 17. Jahrhunderts war barbarisch, mit Fremdwörtern und Gallicismen aller Art erfüllt, schwülstig, gesucht; wie rein ist dagegen die Ausdrucksweise unserer Dichter, wie natürlich und ungezwungen, wenigstens vergleichsweise, ihre Darstellung. In der Wahl und Behandlung ihrer Stoffe erhoben

sie sich freilich nicht über eine gewisse Höhe hinaus; aber darin lag gerade ein großer Vorzug, wenn wir sie nach ihrer Bedeutung für die Gesamtwicklung des deutschen Volkes und seiner geistigen Bildung betrachten wollen. Während die höheren Klassen vorzugsweise französische Bildung suchten, fand der Mittelstand bei den zeitgenössischen Dichtern keine ansprechende, zugängliche Nahrung, als einzig und allein in dem Kirchenliede. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bildete das Kirchenlied für viele die Brücke zu den weltlichen Dichtungen; aber die didaktischen Gedichte, die Fabeln, die poetischen Erzählungen mußten wiederum in den breiteren Schichten des Volkes die Brücke zu den Werken der Dichter von Gottes Gnaden bilden. Man kann in gewissem Sinne sagen: das deutsche Volk hat bei Hagedorn, Haller, Kleist, Gellert, Lichtwer wieder lesen gelernt. Hätten sie nicht die geistigen Interessen des deutschen Volkes angeregt, so hätten auch Klopstock und Lessing, Goethe und Schiller nicht die gewaltigen Heroen werden, so hätten diese nicht die geistige Wiedergeburt des deutschen Volkes herbeiführen können. Trotz so mannigfacher Entlehnung der Stoffe aus dem Französischen, trotz der noch nicht ganz aufgegebenen Anlehnung an die französische Form sind sie doch durch und durch deutsche Dichter, die dachten und empfanden wie die Volksgenossen, für welche sie schrieben. Sie stiegen nicht mit Pegasuschwingen in den Äther empor; wer hätte ihnen damals auch folgen können und mögen? Sie hielten sich hübsch zur ebenen Erde, wo sie sicheren Boden hatten, ihren Kräften angemessen. Und das war ein Segen; denn so konnte auch die Masse des Volkes ihnen folgen und lernte bei ihnen lesen, um dann in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts mit gereifterer Bildung an dem durch die größten Dichter getragenen reichen geistigen Leben in reger Wechselwirkung teilzunehmen.

Man hat schon oft die Geschichte eines Volkes mit der Entwicklung des einzelnen Menschen verglichen; mich dünkt, auch in diesem Falle läßt sich eine solche Parallele ziehen, wenigstens wenn ich nach meinen persönlichen Erfahrungen schließen darf. Ich erinnere mich noch genau der Zeit meiner Jugend, wo ich aus eigenem Antriebe keine anderen Verse las, als die meinem Ver-

ständnisse zugänglichen Fabeln und Erzählungen von Gellert und Lichtwer und ihresgleichen. Sie wurden mir eine Brücke zunächst zu Kleist und Uz, Bürger und Hölty. Obgleich die Lesebücher schon einzelne Stücke von Goethe und Schiller brachten, es war mir anfangs eine fremde Welt, in der ich mich nicht zurechtfinden konnte und der gegenüber ich mich deshalb auch zunächst spröde verhielt. Freilich, als ich später dort heimischer wurde, da warf ich jene Dichter mit Verachtung bei Seite, wie man ausgetretene Kinderschuhe wegwirft, sogar nicht ohne etwas Scham, daß ich solches hatte wertschätzen können. Doch auch diese Periode ging vorüber. Mit einer größeren Reife sieht man eine frühere Entwicklungsstufe objektiver an; man erkennt sie als einen notwendigen Durchgang an, ohne welche die höhere Stufe garnicht oder doch nur schwer oder unvollkommen erreicht wäre, ja, man gewinnt außer dem geschichtlichen Interesse auch wieder eine unmittelbare Freude daran, wie an jeder Jugenderinnerung, die uns unter der naiven Hülle den gesunden Keim einer höheren Entwicklung erkennen läßt, wir steigen wieder hinunter, um mit dem Kinde uns kindlich zu freuen oder zu betrüben. So bin ich auch gewiß, daß manches von dem, was wir heute vorführen, nicht bloß ein geschichtliches Interesse finden, sondern die Erwachsenen anmuten wird, wie eine freundliche Jugenderinnerung, während die Altersstufe, durch die es uns vorgetragen wird, noch die unmittelbarsten Eindrücke davon hat. Das hie und da die sprachliche Form und überhaupt der Gedankenausdruck noch nicht die Sicherheit und Glätte zeigt, wie nach einem Goethe, darf keinen Anstoß erregen, während unsere Dichter an Reinheit der Sprache manchem der beliebtesten Feuilletonisten der Gegenwart nichts nachgeben.

In Bezug auf die einzelnen Dichter muß ich auf die Literaturgeschichte verweisen und knüpfe hier nur noch einige allgemeine Bemerkungen an. Obgleich das Programm einer solchen Feier nicht ohne weiteres als Maßstab für den Charakter des vorgeführten Dichters von der gewählten Literaturperiode dienen kann, da ja manchmal gerade die hervorragendsten und eigentümlichsten Leistungen eines Dichters weit außerhalb der Sphäre der Schule liegen, so gibt doch unser heutiges Programm annähernd



ein ziemlich richtiges Bild. Vorherrschend sind zwei Gattungen, welche die strengere Poetik kaum als Poesie gelten läßt, die Fabel mit der poetischen Erzählung und die beschreibende didaktische Poesie. Es vermindert nicht die Bedeutung der deutschen Fabeldichter jener Zeit für die Bildungsgeschichte unseres Volkes, daß sie den Vergleich weder mit der geistreichen Naivität Lafontaines noch mit den dichterischen, gedankentiefen Fabeln Fröhlichs aushalten; beide standen auf den Schultern der klassischen Periode der Literatur, der eine der französischen, der andere der deutschen, während jene sie kaum aufdämmern sahen; diese ernteten Früchte, während jene noch den Spaten ansetzen mußten, um für die fruchtbringenden Bäume den geeigneten Boden zu schaffen. Von den beschreibenden und didaktischen Gedichten durfte Brockes' Irdisches Vergnügen in Gott, Hallers Alpen, Kleists Frühling, Gleims Halladat nicht unvertreten bleiben, so wie die einst so verbreitete Schäferpoesie durch Sal. Gesner. Das Kirchenlied ist heute wesentlich nur im Gesange vertreten; unser Gesangbuch bringt ja sonn- und festtäglich Lieder von Schmolck, von Adolf Schlegel, dem Vater von Aug. Wilh. und Friedrich Schlegel, und besonders von Gellert und Cramer. Am unbekanntesten ist Pakke, so glücklich er auch in religiösen Dichtungen war, die sich für die Komposition eigneten. Dem Kirchenliede nahe stellt sich die Ode, die in dieser Periode besonders gepflegt wird und auch am meisten wirkliche Poesie zeigt. Hier machen sich auch patriotische Gedanken und Gefühle geltend, die uns nach der Finsternis des 17. Jahrhunderts wie Morgensterne einer bessern Zeit entgegenfunkeln, und wenn der Patriotismus größtenteils als ein spezifisch preußischer erscheint, wie besonders bei Kleist, Gleim, Ramler, so ist er im Kerne doch ein deutscher, namentlich bei Uz, der auch als Dichter im strengeren Sinne des Wortes den ersten Kranz verdient; wissen wir ja auch, daß Schiller in seiner Jugend sich vorzugsweise an Uzens und Klopstocks Dichtungen begeisterte. Am wenigsten verdient diesen Kranz Christian Felix Weiße; jedoch überragt ihn keiner der übrigen an Fruchtbarkeit und in gewissem Sinne an Einfluß auf seine Zeitgenossen. Als Dramatiker hat er die Diktatur Gottscheds gebrochen und auf der Bühne eine zeitlang selbst Lessing den Rang abgelassen; in noch

viel weitere Kreise drang er als Jugendschriftsteller, sowie seine Lieder zu den gesungensten gehörten. In neuerer Zeit ist er ebenso sehr unterschätzt, als früher überschätzt worden; mir scheint, unsere heutigen kleinen Proben charakterisieren ihn ziemlich treffend, im Guten und im Schlimmen.

Zum Schlusse bitte ich Sie nicht ausdrücklich, die Vorträge nur nach dem Maßstabe des Alters und der Schule zu beurteilen, denn der ist selbstverständlich, sondern besonders zu berücksichtigen, daß zu dem Knabengesange der vierstimmige Gesang erst nach Michaelis bei uns wieder aufgenommen ist.

B. Schmolck. 1. Weihnachtslied. 1st. — B. H. Brodes. 1. Aus „Irdisches Vergnügen in Gott.“ Die Ameise. IV, b. — J. Chr. Guntther. 1. Ode II, b. — Fr. v. Hagedorn. 1. Frühling. III, b. 2. Johann der Seifenieder. V. — M. v. Haller. 1. Aus „Die Alpen“. II, a. — Volkslied. 1. Die Schlacht vor Prag 1757. 2st. — E. Chr. von Kleist. 1. Ode an die preussische Armee. I, a. — 2. Der gelähmte Kranich. V. — 3. Aus „Der Frühling“. I, b. — Chr. F. Gellert. 1. Die Ehre Gottes aus der Natur. III, a. — Dasselbe, komp. von L. von Beethoven. 4st. — 2. Der Blinde und der Lahme. VI. — 3. Der Tanzbär. VI. — 4. Der Bauer und sein Sohn. V. — 5. Der sterbende Vater. IV, b. — 6. Die Bauern und der Amtmann. IV, a. — M. G. Lichtwer. 1. Die Katzen und der Hausherr. VI. — 2. Der kleine Töffel. IV, a. — 3. Die seltsamen Menschen. III, b. — J. W. L. Gleim. 1. Der Löwe. Der Fuchs. I, b. — 2. Der Hengst. Die Wespe. I, b. — 3. Die Gärtnerin. Die Biene. I, b. — 4. Die Milchfrau. IV, b. — 5. Aus „Preussische Lieder eines Grenadiers“: Bei Eröffnung des Feldzuges 1756. II, a. — 6. Aus „Halladat“: Die Schmur. III, a. — Gellert, Gottes Macht und Vorsehung, komp. von L. von Beethoven. 4st.

J. S. Paske. 1. Lobgesang am Morgen, komp. von J. G. Rolke. — J. P. Uz. 1. Gott im Ungewitter. III, a. — 2. Auf den Tod des Majors von Kleist. II, a. — 3. Das bedrängte Deutschland. I, b. — J. A. Cramer. 1. Aus „Luther“. I, a. — K. E. Ramler. 1. An den Frieden. III, a. — Chr. F. Weiße. 1. Erntegesang III, a. — Dasselbe, komp. von J. A. Hiller. 2st. — 2. Der junge Bauer. I, b. — 3. Der Aufschub. IV, a. — S. Geßner. 1. Amynthas. III, b. — J. G. Willamow. 1. Der Hirsch. Die Mücke. I, a. — 2. Die Gans. Der Fuchs. I, a. — 3. Die Eule. Der Hase. I, a. — 4. Der Esel. Die Schlange. Die Nachteule. Die Feldmaus. Die Sonne. I, a. — G. K. Pfeffel. 1. Das Johanniskwürmchen. I, b. — 2. Der junge Hase. I, b. — 3. Der Dachs

und der Esel. V. — 4. Die zwei Hunde. VI. — 5. Die Stufenleiter. I. a.  
— J. G. Jacobi. 1. Die Linde auf dem Kirchhofe. II, b. — 2. Gott in der  
Natur. IV, b. — Dasselbe, komp. von J. F. Reichardt. 2 St.

**Fünfter Abend, am 16. März 1878: Klopstock; der Göttinger  
Dichterbund; Claudius.**

Wenn wir ein Recht hätten, mit den Astrologen und Nativitätsstellern einen ursächlichen Zusammenhang anzunehmen zwischen der Geburtszeit eines Menschen und auf der andern Seite seinem Charakter, Schicksal und seinen Erfolgen, so dürften wir sagen, daß in den letzten Jahrhunderten für die geistig-sittliche Entwicklung des deutschen Volkes kein Jahr so bedeutungsvoll gewesen sei, als das Jahr 1724. In ihm wurden zwei Männer geboren, deren Wirksamkeit zwar ganz verschiedene Richtungen einschlug, deren Ausgangspunkt und letzte Erfolge aber dieselben waren, indem sie aus der Tiefe des Gemüths schöpfend die Wiedererweckung und Erneuerung des deutschen Volksgeistes herbeiführten, der eine durch die dichterische Auffassung und Gestaltung seiner Ideen, der andere durch die unerbittlichen Schlußfolgerungen des philosophischen Gedankens. Was das deutsche Volk J. Kant für seine sittliche Wiedergeburt verdankt, haben wir uns vor nicht langer Zeit an dieser Stelle ins Gedächtnis gerufen, als wir in der Erinnerung an ihn die Brücke zwischen der Herbart-Feier und dem Sedan-Feste fanden.<sup>1)</sup> Heute haben wir uns in Kürze die Bedeutung Friedrich Gottlieb Klopstocks vor Augen zu stellen, der vorgestern vor 75 Jahren nach einem innerlich so reichen, für die Zeitgenossen und die Nachwelt so einflußreichen Leben aus der Mitte der Sterblichen schied.

Wir dürfen uns freilich nicht verhehlen, daß Klopstock jetzt selten eine rückhaltlose Anerkennung findet, ja, daß manche sogar achselzuckend ihr Urtheil nur zurückhalten, um mit dem überlieferten Ansehen des Dichters nicht in gar zu schroffen Widerspruch zu treten. Ein gewisses Recht dazu bieten die Dichtungen Klopstocks

---

<sup>1)</sup> S. Osterprogramm von 1877.



selbst; zum großen Teil hat aber die kühle, manchmal fast ablehnende Stellung der Gegenwart ihren Grund darin, daß die Leser, und nicht in jeder Beziehung zu ihrem Vorteil, sich verändert haben, und wir dürfen in der geringeren Beschäftigung unserer Zeit mit Klopstock nicht einen Maßstab für den Wert seiner Dichtungen und noch weniger für seine geschichtliche Bedeutung suchen. Wie viele sind es, die jetzt noch unmittelbar auf Kant zurückgehen? und umgekehrt, wie viele sind es, deren Denken, Empfinden und Wollen nicht mehr oder weniger von dem Geiste des Königsberger Philosophen durchtränkt ist? So schöpfen wir auch den Geist, der sich in den Dichtungen Klopstocks offenbart hat, nicht mehr bloß aus der ursprünglichen Quelle, sondern in tausenden von Kanälen ist derselbe seit mehr als einem Jahrhundert nicht nur durch die Literatur, sondern auch durch die Anschauungs- und Empfindungsweise ganzer Geschlechter in das Leben der Gegenwart übergeleitet, obgleich durch mancherlei feindliche Gegenströmungen bald geschwächt, bald aber auch zeitweise unterbrochen. Wenn ich Recht hatte, als ich vor einigen Jahren hier in diesem Saale nachzuweisen suchte, daß und warum nicht die Linde, sondern die Eiche der Baum des deutschen Volkes sei<sup>1)</sup>, so ist damit in Kürze die Bedeutung Klopstocks angegeben, durch den die Eiche für die deutsche Dichtung wiedergewonnen ist. Bei ihm ist sie nicht bloß ein dichterischer Schmuck der Rede, sondern ein inhaltreiches Symbol, und als solches bezeichnet die Einführung der Eiche in die Poesie einen Wendepunkt für die Anschauungen, für die Ziele der Begeisterung im deutschen Volke. Klopstock hat die geistigen Interessen seiner Zeitgenossen aus dem täglichen Kleinleben mit seinen vielleicht noch so behaglichen, oder lieblichen und reizenden, oder geistreichen und pikanten Gestaltungen durch die Glut seiner Begeisterung mit sich emporgetragen in die erhabensten Sphären des Seelenlebens, in denen er mit der ganzen Kraft seiner eigenartigen dichterischen Begabung Freundschaft und Liebe und vor allem Gott und Vaterland als das Alpha und Omega aller menschenwürdigen Bestrebungen verherrlichte.

---

<sup>1)</sup> S. Osterprogramm von 1874. (Wiederabgedruckt S. 239, ff. dieses Buches.)

Als wir bei unserer letzten Feier die Dichter aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nach ihrer Bedeutung für die Entwicklung der deutschen Dichtung zu würdigen suchten, da haben wir ihre oft unterschätzten Verdienste gern anerkennen und hervorheben können, aber doch zugeben müssen, daß ihr Flug sich nicht hoch erhebt, daß ihre Wege zwar durch behaglich ansprechende, auch zuweilen mit einem etwas höheren dichterischen Glanze beleuchtete Auen führen, aber doch fast immer in der Ebene bleiben. Wie ganz anders erscheint daneben Klopstock unseren Blicken! Ich möchte ihn mit einem Granitfels vergleichen, den die Gluten des Erd-Innern emporgetrieben haben und der die flache Ebene durchbrechend wohl kantig und hart, aber mächtig und achtungsgebietend sich über sie erhebt. Das ist eine Tiefe der Empfindung, eine Kraft der Gedanken, eine Erhabenheit des Inhalts, eine markige Eigenart des Ausdrucks, welche die Zeitgenossen zunächst in Erstaunen setzen mußte, dann aber mit Begeisterung erfüllte, als sie erst durch die schwer zu bewältigende Schale zu dem gehaltreichen Kern vordrangen.

Wenn wir die Sprache Klopstocks mit geschichtlichem Sinne betrachten, so müssen wir staunen, mit welcher Meisterschaft er die vergleichsweise so arme Sprache seiner Zeit der Tiefe und Fülle seiner Gedanken dienstbar machte und wie er jedem Satze, jedem Worte den Stempel einer bis dahin ungekannten Kraft und Erhabenheit ausdrückte. Allein es ist dabei auch nicht zu verwundern, daß die Sprache, wie sie damals war, sich noch gegen den ungewohnten Dienst sträubte, daß sie oft ungefügen Widerstand leistete, als sie aus dem bequemen Alltagsgleise fortgerissen wurde, um nun die Gedanken auf steilen Pfaden in die höchsten Regionen der Dichtung zu tragen. Gewiß, sie verlangt eine hingebendere Versenkung in die Absichten des Dichters, als die schnell lebende Gegenwart mit ihren vielfachen praktischen Interessen sie den Schriftwerken zuwenden mag, denen sie nur die kärglich zugemessenen Mußestunden gönnt, und dies ist ein Hauptgrund, weshalb Klopstock einem so großen Teile des gegenwärtigen Geschlechtes fremd geblieben ist, während seine Zeitgenossen sich auch die Arbeit des Verständnisses nicht verdrießen ließen, um sich an dem zu entzücken,

zu erbauen, zu erheben, was das volle Verständnis als Lohn der Mühe gewährte.

Auch das läßt sich nicht bestreiten, daß, so aner kennenswert sein Streben ist, das bisher übliche Geklingel mit Anspielungen aus der Mythologie der Griechen und Römer als inhaltslos und unwürdig wegzuwerten, doch der von ihm gewählte Ersatz nicht glücklich war. Das Vardenwesen und die Beziehungen auf das germanische Altertum, welches man damals überdies nur oberflächlich kannte, war ein Abweg, auf welchem wir ihm jetzt noch weniger folgen können, als seine Zeitgenossen. Aber wenn man ihm vorwirft, daß seine Vaterlandsbegeisterung zu unbestimmt, zu verschwommen und gegenstandslos war, so zeugt das nur von ungeschichtlichem Sinne. Zwar erkannten Schärferblickende in den Taten Friedrichs des Großen schon den Keim deutscher Größe, aber welche scharf bestimmte, greifbare Ziele boten sich patriotischen Bestrebungen für das gesamte deutsche Vaterland dar? Diese mußten erst durch den Gang der Ereignisse geschaffen werden, und die Erhebung der Freiheitskriege hat dargetan, daß der Geist, den die beiden Söhne des Jahres 1724 im deutschen Volke geweckt und genährt hatten, nicht bloß eine gegenstandslose Schwärmerei war. Ein neuerer Literaturhistoriker, der sonst streng über Klopstock zu Gericht sitzt, schließt seine Darstellung<sup>1)</sup> von dessen Leben und Werken mit den Worten ab: „Mit Lessing verdient er neben dem großen König als einer der Retter Deutschlands in der gefährvollsten Zeit betrachtet zu werden, als einer der Begründer einer neuen Zeit.“ Diese Zusammenstellung mit Lessing und Friedrich räumt ihm einen noch umfassenderen Einfluß ein, als die mit Kant.

Doch wir dürfen nicht länger bei den allgemeinen Betrachtungen über Klopstock verweilen, und so berühre ich kurz, was die heutige Feier von ihm vorführt. Mit Recht ist gesagt worden, daß Klopstocks Oden durch Sprache und Tonfall, wenn sie richtig aufgefaßt und vorgetragen werden, selbst Musik sind; aber für den eigentlichen Gesangsvortrag sind seine Dichtungen nicht geeignet, und so hat sich von den wenigen Kompositionen derselben nur die-

<sup>1)</sup> D. F. Gruppe, Leben und Werke deutscher Dichter III, S. 117.

jenige im Gebrauche erhalten, mit welcher wir auch wegen des Inhalts der Dichtung die Feier Klopstocks an seinem Gedächtnistage am würdigsten eröffnen. Die Ode an den Erlöser mit ihrer auf die Verklärung im Jenseits gerichteten Sehnsucht und Hoffnung gibt uns in einen engen Rahmen zusammengedrängt den Gedankeninhalt des Messias. In dieser großartig angelegten Dichtung, die wir nur nicht nach dem Maßstab eines Epos in dem üblichen, aus den antiken Vorbildern abgeleiteten Sinne beurteilen dürfen, werden die letzten Tage des Heilands in stetiger Wechselbeziehung mit der Teilnahme der himmlischen Heerscharen, der Seraphim am Thron des Allerhöchsten, dargestellt. Die Unterredung der Maria und Porzia löst sich am leichtesten aus dieser Verbindung ab. Wir geben daraus den Traum der Porzia, den die Geschwister Goethe <sup>1)</sup> „um die Wette rezitierten,“ nachdem der Hausfreund wider den Willen des Vaters den Messias eingeschwärzt hatte. Der Dichter sucht in der Gemahlin des Pilatus die Sehnsucht des unbefriedigten Heidentums zur Anschauung zu bringen. Während der Eislauf uns den Dichter mitten in einer frischen, gesunden Wirklichkeit zeigt, welcher er auch durch seine idealen Ziele nicht entfremdet wurde, kommt in Heinrich dem Vogler und in der Weissagung seine deutsche Gesinnung zum Ausdruck. Ist letztere Ode, wie so leicht jede Weissagung, auch ihrem Inhalte nach dunkel, so kann es doch wenigstens nicht zweifelhaft sein, daß das heilige Roß im heiligen Haine dem Dichter zum Symbol für Deutschland wird, obgleich es ungewiß sein kann, ob die Weissagung auf die inneren Zustände Deutschlands, ob auf den Druck von außen, oder auf beides zusammen hinweist.<sup>2)</sup> Bedeutungsvoll ist aber, daß diese Ode an die Gebrüder Stolberg gerichtet ist und zwar bei ihrem Eintritt in

---

<sup>1)</sup> S. Wahrheit und Dichtung XX, S. 93.

<sup>2)</sup> Ältere Ausleger, wie Wetterlein und Gruber, deuten die Weissagung von 1773 nur auf die inneren Verhältnisse Deutschlands. Da aber das heilige Roß, nachdem ihm der Strom ein Spott war und der Sturm, ruhig auf der Weide graset und nicht des blutigen Reiters am Grenzsteine achtet, so sehe ich darin zugleich die Hinweisung auf einen Frieden nach einem großen Kriege. In diesem Sinne hätte die Weissagung „Nur ein Jahrhundert noch“ in den Ereignissen eine wunderbare Bestätigung gefunden.

den Göttinger Dichterbund, zu welchem wir nun auch durch sie den Übergang finden.

Damit treten wir in das Jahrzehent, in dessen hundertjähriger Wiederkehr wir jetzt stehen, ein Jahrzehent, welchem an Bedeutung für die Entwicklung der deutschen Dichtung vielleicht kein anderes gleich zu stellen ist, mit welchem für dieselbe die neue Zeit wirklich anbrach. Lessing brachte in ihm die reifsten Früchte seiner Muse, Emilia Galotti und Nathan. Goethe zerbrach die Fesseln, in welche die deutsche Poesie durch die konventionellen Formen der französischen Kunstregel geschlagen war, und mit ebenso großer Kühnheit wie genialer Herrschaft über den Stoff eröffnete seine jugendliche Kraft in Götz von Berlichingen und Werthers Leiden der überraschten Mitwelt eine neue, ungeahnte Welt von Anschauungen und Empfindungen. Herder wies durch seine Stimmen der Völker auf den im Volksliede lebendig sprudelnden Quell einer naturwahren Dichtung hin und ward so als Sammler und Forscher ein Herold des Sieges der leicht und frei geschürzten gesangreichen und gemühtiefen Dichtung über die in ihrem französischen Schnürleibchen und Reifrock gemessen und steif dahinschreitende oder mühsam tänzelnde Stubenpoesie. Klopstock stand auf einer Höhe, die er nicht lange mehr behaupten konnte, aber auf dem granitnen Unterbau, den er gelegt hatte, baute ein jüngeres Geschlecht mit jugendlicher Frische und munterem Eifer weiter und leitete, was durch ihn nur das Eigentum einer kleineren Gemeinde, gleichsam von Eingeweiheten, geworden war, in die breiteren Schichten des ganzen Volkes über. So ward die Dichtung der Deutschen wieder eine deutsche Dichtung.

Schon die ersten der siebziger Jahre vereinigten unter der umsichtigen Leitung Boies in dem Göttinger Musenalmanach manche jüngere Kräfte, unter denen z. B. auch Göthe nicht fehlte, welche in frischen Weisen ihre frei aus dem Herzen strömenden Lieder anstimmten. In den Jahren 1772—1774 vereinigte sich dann eine kleine Anzahl von Verehrern Klopstocks in geschlossenem Bunde, um in seinem Geiste deutsche Dichtung zu pflegen und vor allem der zwar glänzenden und bestechenden, aber entnervenden oder gar entfittlichenden Herrschaft der neufranzösischen Richtung einen Damm

entgegenzusetzen, indem dieselbe, besonders durch Wieland, den durch Klopstock für die tieferen Bedürfnisse des Gemüths gewonnenen Erwerb zu vergiften und zu vernichten drohte. Von den Mitgliedern dieser kleinen Gemeinde gehörte keines zu den Sternen erster, nicht einmal zweiter Größe; denn Bürger, dessen Begabung ihm vielleicht einen solchen höheren Rang zuweist, hatte zwar Beziehungen zu dem Göttinger Dichterkreise, war aber doch nicht eigentlicher Bundesgenosse und ging zum großen Theile seine eigenen Wege, weshalb wir uns mit ihm auch an einem anderen Abende zu beschäftigen haben werden. Wir müssen zugeben, daß von den nachgelassenen Werken der eigentlichen Bundesgenossen nur wenig den Stempel des Genius trägt, daß manches von dem, was sie in der Lust am Schaffen veröffentlicht haben, kaum mehr als das Interesse des Literarhistorikers von Fach zu erregen vermag; desungeachtet ist ihr Einfluß auf ihre Zeit ein außerordentlich großer gewesen, und wenn auch in ihren minder gelungenen Gedichten die Natur manchmal an Platttheit streift, ihre Bestrebungen sind im großen und ganzen von einem gesunden Hauche durchdrungen, der in den weitesten Kreisen befruchtend und reinigend wirkte und so in nicht geringem Maße das deutsche Volk gegen das Gift einer formgewandten, geistreichen Frivolität geschützt hat. Viele ihrer Gedichte haben sich bis zur Stunde als festes Besitztum im Munde des deutschen Volkes erhalten.

Am liebenswürdigsten tritt uns Hölty entgegen, der auch an poetischer Begabung wohl keinem seiner jugendlichen Bundesgenossen nachstand, aber ein frühzeitiger Tod, fast noch im Jünglingsalter, gestattete nicht die volle Entwicklung seiner Gaben. Treuherzig, fast schalkhaft, mit einer warmen Empfänglichkeit für die Reize der Natur, die er doch nur in seiner engeren Heimat Hannover kennen lernte, mit innigem Gefühl die Eindrücke seiner beschränkten Umgebung aufnehmend und verarbeitend, läßt er doch auch fast immer eine milde Schwermut durchklingen, mit der ihn der Gedanke an einen nahen Tod erfüllte. Unter den heute vorkommenden Gedichten ist „Die Aufmunterung zur Freude“ deshalb besonders rührend, weil es sein letztes Gedicht und im sicheren Vorgefühl des Todes niedergeschrieben ist.

Von den Gebrüdern Stolberg tritt Graf Christian hinter Friedrich Leopold bedeutend zurück. Wir teilen heute den Chor aus dem Ajas mit, weil er durch seine Übersetzungen wenigstens vorübergehend auf seine Zeitgenossen bildend gewirkt hat.

Friedrich Leopold, dessen Erinnerung uns Oldenburgern durch den Neuenburger Schloßgarten mit seinen Eichen und seinem kleinen Teiche wachgehalten wird, kann schon als Vorläufer der Romantiker betrachtet werden. Diese Neigung, verbunden mit einer gewissen Unklarheit und Unsicherheit, die Bedürfnisse seines Herzens mit den Aufregungen einer gewaltigen Zeit ins Gleichgewicht zu bringen, gab seinem Leben später die Wendung, die ihn seinen alten Freunden, besonders Voß, so entfremdete, die aber am schmerzlichsten vielleicht unseren Herzog Peter Friedrich Ludwig berührte<sup>1)</sup>, zu dem er fast ein Vierteljahrhundert mehr in einem Freundschafts- als Dienstverhältnis gestanden hatte. Daß Friedrich Leopold in seiner Jugend nicht bloß ein Sänger der Freundschaft und der Natur war, darauf deutet schon die Weissagung von Klopstock hin; in unserem Jahrzehent war der junge Reichsgraf mit der ganzen Wärme seines Herzens ein deutscher Patriot und sang in lauten Tönen „der Vernunft Recht vor dem Schwertrecht“, die Freiheit, deren blutige Opfer ein Jahrzehent später sein Gemüt verdüsterten und in eine ganz andere Richtung warfen.

Von Miller hat sich außer einigen Liedern nichts für das Interesse der Gegenwart erhalten. Seine Romane, welche im Anschluß an die Stimmung von Werthers Leiden, aber ohne den Geist eines Goethe geschrieben sind, wurden ihrer Zeit außerordentlich viel gelesen, besonders Siegwart, eine Klostergeschichte. Wenn man sie jetzt liest, muß man sich wundern, wie diese farb- und marklose, bleichsüchtige und breitgetretene Empfindelei damals zu solchem Ansehen gelangen konnte.

Von allen Bundesgenossen hat Voß den weitgreifendsten Einfluß nicht bloß gehabt, sondern übt ihn noch jetzt aus, wenn schon weniger als Dichter; denn selbst die Luise, deren Schauplatz bekannt-

---

<sup>1)</sup> Der Brief, durch welchen der Herzog das Gesuch Stolbergs um Dienstentlassung beantwortet, ist in seiner Kürze vielleicht das beste, was über diese Angelegenheit geschrieben ist, s. G. Jansen, Aus vergangenen Tagen, S. 160 b. 163.

lich die Umgegend Eutins ist, und welche dem Herzog Peter gewidmet wurde, hat den Vorrang mit Recht an Hermann und Dorothea abtreten müssen, während ihre Vorzüge sich im siebenzigsten Geburtstage viel gedrängter und namentlich auch reiner und tendenzfreier wiederfinden. Für den heutigen Abend ist der Platz, den der Geburtstag wohl verdiente, dem Bruchstücke aus der Iliade eingeräumt. Denn welche Bedenken auch strengere Kritiker gegen die Vossische Übersetzung Homers erhoben haben, durch sie hat er in unberechenbarem Umfange sowohl auf die Bildung in Deutschland und auf die deutsche Dichtung als auf die Bereicherung der deutschen Sprache gewirkt. Unser Bruchstück hebt sich zwischen den Darstellungen von Kampf und Schlachtgetümmel, wie sie den Hauptinhalt der Iliade bilden, wie eine Idylle heraus, die warm zum Gemüt spricht.

Claudius gehört im strengen Sinne zwar ebenso wenig wie Bürger dem Göttinger Dichterbunde an, aber mehr als irgend ein anderer Dichter jener Zeit ist er nicht bloß wegen seiner nahen Beziehungen zu Klopstock und dessen Verehrern im Hainbund, sondern auch wegen seiner ganzen Richtung mit ihnen zusammenzustellen. Jeder der heute vorgeführten Dichter hat seine besondere scharf ausgeprägte Weise, und neben ihnen nimmt Claudius fast am entschiedensten seine eigentümliche Stellung ein; aber auch bei ihm klingen Freundschaft und Liebe, Gott und Vaterland wie bei jenen als Grundton durch, fehlt doch selbst ein Anklang vom Bardentum nicht ganz. Auch bei ihm ist nicht alles, was er hinterlassen hat, noch jetzt ansprechend; der eigentümliche Ton, den er so trefflich anzuschlagen weiß, klingt manchmal schrill und unharmonisch, wo er ihn zu stark oder auch an verkehrter Stelle anschlägt. Aber die volkstümliche, öfter auch kindliche Naivität, mit welcher er seine Gedanken und Empfindungen zum Ausdruck bringt, ist ein Vorzug, in welchem ihm kein Zeitgenosse und auch kein späterer Dichter, nicht einmal Hebel, den Vorrang abläuft. Sie ist bei den verschiedensten Stoffen stets gleich anziehend und liebenswürdig, mag er die innersten Empfindungen eines tieffühlenden Herzens aussprechen, oder ein Bild aus der Natur oder dem Leben zeichnen, oder neckisch einen satirischen Gedanken in eine Fabel einkleiden.



Ich habe mehrmals auf Berührungspunkte dieses Dichterkreises mit unserer engsten Heimat hingewiesen. Es ist heute nicht die Zeit dazu, diese Beziehungen näher darzulegen; ich kann aber nicht unterlassen, darauf aufmerksam zu machen, daß gerade in diesem Jahrzehnt die alten Grafschaften, die von 1667—1773 eine dänische Provinz waren, wieder selbständig und ein deutsches Herzogtum wurden. Um so leichter öffnete sich unsere Heimat auch den allgemeinen Strömungen des literarischen Verkehrs und geistigen Lebens, und der kräftige Wellenschlag der neuen Zeit trug auch an die Ufer der die niedrigen Wiesen matt durchschleichenden Hunte seine Wallungen; ein frischer Luftzug regte auch in dem entlegenen Oldenburg — damals kaum mehr als eine kleine Ackerstadt mit einigen residenzlichen Zutaten — die geistigen Interessen in einer Weise an, daß in dieser Beziehung das Jahrzehnt, in welchem S. Fr. Herbart geboren wurde, als eine Blütezeit Oldenburgs bezeichnet werden darf, welche erst durch die französische Invasion ihr Ende fand.<sup>1)</sup>

Zum Schlusse mache ich auf einen Umstand aufmerksam, der so charakteristisch ist, daß ich bedauern muß, ihn nur andeuten zu können. Für keinen der bisherigen Dichterabende boten die in Schulen gebräuchlichen Liederbücher so vielen und so angemessenen Stoff zu den Gesangsvorträgen, als für den heutigen. So wenig durchschnittlich sich die Dichtungen des Hainbundes an Inhalt und Pathos mit denen des Meisters messen können, so bezeichnen sie doch an Volkstümlichkeit und zum großen Teile an Sangbarkeit einen bedeutenden Fortschritt gegen diesen. Als den Hauptkomponisten dieses Kreises haben wir Joh. Abraham Peter Schulze zu nennen, der heute dreimal vertreten ist, ihm zunächst Joh. Friedr. Reichardt. Von Zeichnern hat unsern Dichtern besonders Chodowiecki<sup>2)</sup> seinen fruchtbaren Stift gewidmet.

---

<sup>1)</sup> Diese Blütezeit des geistigen Lebens Oldenburgs bildet den Inhalt des angeführten Buches: Aus vergangenen Tagen. Es wäre sehr erwünscht gewesen, wenn die musikalischen Bestrebungen in Oldenburg während dieser Zeit eine ähnliche Behandlung gefunden hätten.

<sup>2)</sup> Eine Vergleichung von Chodowiecki, Ramberg, dem Maler des bekannten Vorhanges im Theater zu Hannover, und Ludwig Richter würde manche

J. F. Klopstock. 1. Die Auferstehung. Weise von R. H. Graun. 4st. Chor. — 2. Dem Erlöser. I, b. — 3. Maria und Porzia (Schluß. Aus dem 7. Gesange des Messias) I. a. — (Claudius, 1. Abendlied. Weise von M. Hauptmann. 3st. Chor.) — 4. Heinrich der Vogler. II, b. — 5. Der Eislauf. I, b. — 6. Weissagung I, b. — L. H. Chr. Hölty. 1. Frühlingslied. Weise von J. A. P. Schulze. 2st. IV. — 2. Elegie bei dem Grabe meines Vaters. III, a. — 3. Der alte Landmann an seinen Sohn (abgekürzt). IV, a. — 4. Das Landleben. II, 2. — 5. Aufmunterung zur Freude. IV, b. — 6. Mailied. VI. — 7. Das Feuer im Walde. VI. — (Claudius. 2. Rheinweinlied. Weise von J. A. P. Schulze. 2st. VI.) — Chr. Graf zu Stolberg. 1. Der Tod des Nias (Chor aus Sophokles). II, b. — 2. Der Segen. II, a. — Fr. Leop. Graf zu Stolberg. 1. An die Natur. IV, a. — 2. An das Meer. III, b. — 3. Der Felsenstrom. III, a. — 4. Winterlied. III, a. — 5. Lied auf dem Wasser zu singen. — 6. Lied eines schwäbischen Ritters an seinen Sohn. V. — 7. Lied eines deutschen Knaben. Weise von J. F. Reichardt. 2st. V.

J. M. Miller. 1. Zufriedenheit. Weise von C. G. Neefe. 3st. Chor. — 2. Frühlingslied. II, b. — J. H. Voß. 1. Hector und Andromache (Nias VI, 370 ff.). II, a. — 2. Der alte Weber (aus Luise). III, a. — 3. Gott ist die Liebe. III, b. — 4. Morgenlied. III, b. — 5. Mailied. Weise von J. A. P. Schulze. 2st. IV, V. — M. Claudius. 3. Die Sternseherin. IV, b. — 4. Täglich zu singen. V. — 5. Der glückliche Bauer. IV, a. — 6. Ein Lied vom Reifen. IV, b. — 7. Die Henne. I, a. — 8. Hinz und Kunz. I, a. — 9. Fuchs und Bär. I, a. — 10. Der Esel. I, a. — 11. Die Geschichte von Goliath und David in Reime gebracht. I, b. — 12. Fuchs und Pferd. I, b. — 13. Kuckuck. I, b. — 14. Weiheliied. Weise von A. Methfessel. 4st. Chor.

Durch obige Mitteilungen habe ich einem von Teilnehmern geäußerten Wunsche gerne nachgegeben, um den Gedanken möglichst zu veranschaulichen, welcher an unserer Anstalt dieser Art Schulfeier zu Grunde liegt. Zunächst soll alles fern gehalten werden, was nicht dem Schulleben unmittelbar angehört, was nicht die deutsche und die Gesangstunde ohne Störung des Unterrichtsganges

---

interessante Gesichtspunkte bieten. Sie wären nicht bloß an sich mit einander zu vergleichen, sondern auch in Beziehung auf den Zeitgeschmack, wie weit sie ihn beherrscht oder ihm gedient haben. Die Zahl ihrer Arbeiten beziffert sich auf tausende, aber nicht bloß hierdurch, sondern auch besonders dadurch, daß sie vorzugsweise für Kupferstich und Holzschnitt zeichneten, haben sie einen außerordentlich ausgedehnten Einfluß geübt, der wohl eine vergleichende Darstellung verdiente; oder sollte eine solche schon vorhanden sein?

liefern können. Zwar können sich die Vorträge nicht auf das beschränken, was die an der Schule eingeführten Lesebücher und Liederbücher enthalten, aber das Fehlende ist doch leicht zu beschaffen, zum Teil in einer Weise, daß es für den Unterricht selbst benutzt werden kann. Ferner soll die Zusammensetzung des Programms auf einem bestimmten Gedanken beruhen, der die einzelnen Stücke unter einem möglichst einheitlichen Gesichtspunkte zusammenfaßt. — Aus diesen Gründen haben sich nun die Vortragsabende zu der Form entwickelt, in welcher sie nach obigen Mitteilungen im verfloffenen Winterhalbjahr stattgefunden haben. Die Einleitungen sind auf Wunsch in diesem Winter neu hinzugekommen.

In technischer Beziehung ist zu bemerken, daß die Zeitdauer einer solchen Feier für die Wirkung von Bedeutung ist. Ohne große Störungen läßt sich dieselbe nicht durch Proben im voraus bestimmen. Für die ersten vier Abende war das richtige Maß durch Schätzung getroffen, für den fünften aber verfehlt. Die Feier darf nicht unter einer Stunde, aber auch nicht über anderthalb Stunde dauern. Nach der Erfahrung des letzten Abends ist berechnet, daß die Einleitung nicht länger sein darf, als die für den vierten Abend, die Deklamation sich auf höchstens 1000 Verszeilen beschränken muß. Dann dürfen 6 bis 8 Gesangsvorträge von 2 bis 3 Strophen vorkommen. — Die jedesmal ausgegebenen gedruckten Programme enthalten außer den oben mitgetheilten Angaben der vorgetragenen Stücke noch einige biographische Notizen.

---

### Sechzehnter Abend am 27. Februar 1884.

#### Wilhelm Müller und von Platen.

Wer von den Anwesenden am Vorabende des letzten Reformationstages zum ersten Male einem unserer Dichterabende beigewohnt haben sollte, findet sich heute vielleicht enttäuscht. Weder haben wir einen Luther zu feiern, noch können wir dieselben äußeren Mittel für die heutige Feier anwenden, noch kann die Wirkung durch die Empfänglichkeit einer solchen Feststimmung unterstützt werden, wie sie damals in der ganzen protestantischen Welt die

Gemüter beherrschte. Wenn aber die Auswahl der Gedichte heute nicht gradezu verfehlt sein oder der Vortrag ihnen nicht gar zu wenig gerecht werden sollte, so hoffe ich, daß die Erinnerungen der Lutherfeier kein Hindernis für wohlthuende Eindrücke durch die heute vorzuführenden Dichtungen bilden werden. Ich wenigstens habe bei der eingehenderen Beschäftigung damals mit Luther, jetzt mit W. Müller und Platen dieselbe Erfahrung gemacht, wie im Laufe des vorhergehenden Sommers auf einem andern Gebiete des sich über die Prosa des täglichen Lebens erhebenden Lebensgenusses. Zum erstenmale in meinem Leben hatte ich das Glück, die Alpen zu sehen, das herrliche Innthal von Ruffstein bis Innsbruck, so reich an den großartigsten Naturschönheiten wie an den köstlichsten Überlieferungen der Sage und Geschichte, den Brenner, einen Teil des Pustertales, das Impezzo-Tal mit seinen mächtigen Bergriesen, die mit ihren malerischen und stets unter sich verschiedenen Gestalten um den Vorrang streiten, und sogar einen Zipfel italienischen Bodens am Lago di Misurino mit seiner wunderbar großartigen Umgebung. Als ich auf meinem Heimwege von dort noch für einige Tage einen Abstecher in den westlichen Teil des Thüringer Waldes machte, ward ich mit der Frage empfangen, ob ich bei solch jähem Wechsel noch Sinn für die bescheideneren Reize dieser kleinen Berglandschaften haben könne. Der Erfolg entsprach durchaus nicht dieser Befürchtung. Ich fühlte mich durch die besonderen Reize der Thüringer Landschaft ebenso angeheimelt und erquickt, als wenn ich nie einen höheren Berg bestiegen hätte als den gastlichen Inselsberg, nie ein anderes Wahrzeichen einer reichen Vergangenheit gesehen als die Heimstätte der heiligen Elisabeth und des Junkers Jörg.

Nicht bloß der frische Eindruck der letzten Reiseerinnerungen hat diese Erfahrung fast unwillkürlich zur Vergleichung in den Vordergrund gestellt, auch das Bild, in welchem Uhland vor einseitiger Bevorzugung im Genusse der Dichtung warnt:

Singe, wem Gesang gegeben,  
In dem deutschen Dichterwald;  
Das ist Freude, das ist Leben,  
Wenn's in allen Zweigen schallt.

Nicht an wenig stolze Namen  
Ist die Liederkunst gebannt;  
Ausgestreuet ist der Samen  
Über alles deutsche Land.

Wenn wir das Bild des Dichterwaldes uns weiter ausmalen, wo suchen wir die Muse W. Müllers lieber als im Thüringer Walde?

„Die Muse“ sagte ich nach dem üblichen Sprachgebrauche; aber man spricht auch von einem Dichtergenius, und ich weiß nicht, wie es kommt, der Dichtergenius W. Müllers so wie Platens drängt sich meiner Vorstellung als männliches Wesen in einer ganz bestimmten Gestalt auf, seit ich durch die Geburtsjahre dieser beiden Dichter darauf hingewiesen wurde, sie für die chronologische Folge unserer Abende in einer Feier zu vereinigen, zunächst vielleicht durch den Gegensatz veranlaßt. —

Versezen wir uns in Gedanken in eine Sommerfrische Thüringens. Wir machen nun einen Morgengang durch das „kühle Tal“ nach dem Spießberge, in aller Frühe, um nicht in den Strom der Touristen und Badegäste zu geraten. Da, wo der rauschende Bach durch hineingestürzte Felsstücke zu einem kleinen Absturz gezwungen wird, erblicken wir einen Wanderer, der mit Behagen in die plätschernden Wellen schaut, ein leichtes Ränzchen auf dem Rücken. Sein gebräuntes, aber frisches Gesicht wird von einem breitkrämpigen Strohhute fast verdeckt, ein seidenes Halstuch umschlingt in einem lockeren Knoten seinen Hemdsragen, offenbar mehr der Sitte zu Liebe als zum Schutze, seine unbeschuhte Hand hält einen kräftigen Ziegenhainer ohne kostbar künstlichen Griff in moderner Weise, auf seinen Stiefeln streiten Straßenstaub und Morgentau um den Platz. Was schaut er so sinnend ins Wasser?

In der hellen Felsenwelle  
Schwimmt die muntere Forelle,

und er spricht zu ihr:

Sei du meine Lehrerin:  
Lehre mir den leichten Sinn,  
Über Klippen wegzuhüpfen,  
Durch des Lebens Drang zu schlüpfen,  
Um zu gehn, ob's kühlt, ob's brennt,  
Frisch in jedes Element. —

Er geht weiter; wir folgen ihm heimlich, wie er einer steilen Schneise nachsteigt. Da kommt ihm ein strammer Bursche entgegen mit Flinte und Jagdtasche. Sauchzend singt er ihm zu:

Es lebe, was auf Erden  
Stolziert in grüner Tracht,  
Die Wälder und die Felder,  
Die Jäger und die Jagd. —

Bald biegt er in ein Seitental hinein:

Eine Mühle seh' ich blicken  
Aus den Erlen hinaus;  
Durch Rauschen und Singen  
Bricht Rädergebraus.

Mit schalkhaften Blicken tritt unser Wanderer hinan:

Guten Morgen, schöne Müllerin!  
Wo steckst du gleich das Köpfschen hin,  
Als wär' dir was geschehen?  
Verdrießt dich denn mein Gruß so schwer?  
Verstört dich denn mein Blick so sehr?  
So muß ich wieder gehen. —

Die Sonne steigt immer höher und fordert zur Rast auf:

Im Krug zum grünen Kranze,  
Da kehrt' ich durstig ein.  
Da saß (der) Wanderer drinnen  
Am Tisch bei kühlem Wein . . . .  
Ich tät mich zu ihm setzen,  
Ich sah ihm ins Gesicht,  
Das schien mir gar befreundet,  
Und dennoch kannt' ich's nicht.  
Da sah auch mir ins Auge  
Der fremde Wandersmann  
Und füllte meinen Becher  
Und sah mich wieder an.  
Hei, wie die Becher klangen  
Wie brannte Hand in Hand! —

Doch wir dürfen dem Wandersmann nicht weiter folgen; die Stunde ruft uns mahnend zurück, wo man uns schon ungeduldig erwartet. Aber unterwegs klingt es in unsern Gedanken weiter:

Ich sah ihm ins Gesicht,  
Das schien mir gar befreundet,  
Und dennoch kannt' ich's nicht!

Wie viel Tausenden Deutschen ist der Wanderer gar befreundet,  
und dennoch kennen sie ihn nicht! Wohl haben sie seine Lieder  
gesungen und singen gehört zu tausend und aber tausend Malen,  
aber sie haben nur gefragt, wer die Tonweisen geschaffen habe, und  
sie haben dann Franz Schubert, Konradin Kreuzer und andere viel  
genannte Namen nennen hören und haben darüber vergessen, nach  
dem Namen des Dichters zu fragen, dessen Lieder jenen so ent-  
zückende Tondichtungen eingegeben haben, und wenn sie ihn doch  
erfahren haben, so haben sie arglos den bescheidenen Namen W.  
Müller zu den unzähligen gleichlautenden Namen geworfen und  
dort vergessen. Und wie treffend paßt doch Uhlands Wort auf ihn:

Deines vollen Herzens Triebe  
Gib sie keck im Klange frei!

Aber nicht immer sprudelt der Mund unseres Wanderers über  
von des Lebens Lust. Auch des Lebens Leid ergreift ihn und treibt  
ihn in die Einsamkeit:

Was vermeid' ich denn die Wege,  
Wo die andern Wandrer gehn?

Nicht bloß für den fecken Jäger, den munteren Müllerknappen  
hat er Aug' und Ohr offen, auch für Gestalten mitleidsbedürftigen  
Glücks:

Drißen hinterm Dorfe  
Steht ein Leiermann,  
Und mit starren Fingern  
Dreht er, was er kann. . . .  
Keiner mag ihn hören,  
Keiner sieht ihn an,  
Und die Hunde knurren  
Um den alten Mann. . . .  
Wunderlicher Alter!  
Soll ich mit dir gehn?  
Willst zu meinen Liedern  
Deine Leier drehn? —

Auch ihm sind Herzenswunden geschlagen:

Manche Trän' aus meinen Augen  
Seh' ich fallen in den Schnee;  
Seine kalten Flocken saugen  
Durstig ein das heiße Weh. —

Man darf wohl sagen, daß in der gegenwärtigen Zeit W. Müller mehr gesungen als gelesen wird, gewiß ein großer Erfolg für einen Lyriker; aber man wird ihm damit nicht vollständig gerecht. Es bleibt bei ihm noch eine Menge von Gedichten übrig, die eben wegen ihrer Menge oder auch wegen geringerer Sangbarkeit keine Komponisten gefunden haben und doch an dichterischem Werte den komponierten nicht nachstehen. Außerdem bleiben noch zwei Gattungen zu erwähnen, die besondere Beachtung verdienen.

Zunächst seine dreihundert Epigramme. Epigramme soll man nicht der Folge nach durchlesen, sondern soll in ihnen hin und her lesen. Greifen wir ohne langes Suchen einige heraus:

Recht und Liebe.

Das Recht sagt: Jedem das Seine!

Die Liebe: Jedem das Deine!

Der Schneeball.

Der Schneeball und das böse Wort,

Sie wachsen, wie sie rollen fort:

Eine Handvoll wirf zum Tor hinaus,

Ein Berg wird's vor des Nachbars Haus.

Gebet ohne Arbeit.

Faul in der Arbeit, fleißig im Beten:

Orgelspiel ohne Balgentreten.

Natürlich sind nicht alle dreihundert von gleichem Werte; aber im ganzen, dünkt mich, erinnern sie in Gesundheit der Gesinnung und in Kraft des Ausdrucks an die Kernsprüche Logaus, dem nach meiner Kenntnis kein anderer deutscher Epigrammatist den ersten Rang streitig machen kann.

Ganz besonders verdienen ferner die Griechenlieder, wo sie in Vergessenheit geraten sein sollten, derselben wieder entrisen zu werden. Freilich bilden die sechs Jahrzehnte, die uns von der Zeit ihrer Entstehung scheiden, ihrem Inhalte nach eine viel weitere Kluft, als ein solcher Zeitraum an sich gerade sein muß. Wir haben dahin von unseren jetzigen Anschauungen aus eine Brücke über das moderne Griechenland zu schlagen; dagegen sind die Tausende von Jahren, über welche der Dichter sich aus dem antiken Griechenland in die Heldenkämpfe der zwanziger Jahre versetzte,



für die innere Teilnahme nur eine Spanne Entfernung. Überdies ist das gegenwärtige Leben Deutschlands mit einem Inhalte erfüllt, welchem gegenüber jene Zeit eine trostlose Öde und Leere zeigt. Die Begeisterung, in welcher der Dichter in seinem Jünglingsalter als Freiwilliger an den Kämpfen von 1813 und 1814 teilgenommen hatte, fand wenige Jahre nachher in seinem eigenen Vaterlande keinen Raum; sie floß über in den Strom des Philhellenismus, in welchem damals alle idealeren Bestrebungen auf politischem Gebiete fast ihren einzigen Ausdruck fanden und auch endlich eine solche Kraft gewannen, daß schließlich hier wenigstens die eigensüchtige und kurzsichtige Kabinettspolitik der Restauration sich vor der Macht des Gedankens beugen mußte. Lesen wir unter diesem Gesichtspunkte die Griechenlieder des so jung verstorbenen Dichters, so fesselt uns nicht bloß die dichterische Gestaltung seiner durch den Geist des antiken Hellas genährten Empfindungen, sondern es wirkt der Adel der Gesinnung, der mannhafte Mut, der sich in ihnen ausspricht, geradezu erhebend, und um so entschiedener, je mehr man sich den Zustand der Versumpfung vor Augen stellt, in welchen die großen Angelegenheiten der Völker und Staaten nach der Erhebung der Freiheitskriege geraten waren, und je mehr man sich erinnert, daß diese Lieder nicht aus den Abstraktionen eines bloßen Stubengelehrten hervorgegangen sind, sondern aus dem vollen Herzen eines im Kriege und in langen Reisen durch Italien an Gesinnung erstarkten und an Weite des Blickes bereicherten Mannes hervorgequollen. — —

Wenden wir uns nun zu Platen, so habe ich schon bemerkt, daß sich in dem Gegensatz zu W. Müller auch sein Dichtergenius meiner Vorstellung in eigenartiger Personifikation aufgedrängt hat. Wir suchen ihn jedoch nicht auf der staubigen Heerstraße als Wanderbursche oder in den Bergen als Waldhornist seine fröhlichen Lieder in die freie Welt hinausfingend, sondern es ist uns, als müßten wir ihm in seinem selbstgeschaffenen Heim unseren Besuch abstatten. Wir finden ihn in einer nicht großartigen, aber in edlem Stile erbauten Villa, die unsere Phantasie unwillkürlich an einen Golf der italienischen Küste verlegt. Seine Erscheinung macht sofort den Eindruck, daß er nicht in kleinen Verhältnissen aufgewachsen

sein kann. Man erkennt sogar an seiner Kleidung, daß er nichts unbeachtet läßt, alles mit bewußtem Geschmacke wählt. Er empfängt uns freundlich, wohlwollend, ja herzlich, aber in seinem Wesen ist doch etwas — wie soll man sagen? — Vornehmes? Als Dichter kennt er den Grafen nicht, will ihn nicht kennen; aber doch zieht sich unwillkürlich zwischen ihm und uns eine Schranke, die eine so vertrauliche Annäherung nicht gestattet, wie bei unserm heiteren, oft sogar ausgelassenen Sänger mit dem Wanderstabe. Ja, vornehm ist er, aber auch im edelsten Sinne des Wortes, nicht bloß, weil er alles, was nur im mindesten nach Gemeinheit und Roheit aussehen könnte, in weitester Ferne hält, sondern mehr als das, stets erfüllt von dem edelsten Streben, begeistert für das Höchste und Erhabenste im menschlichen Leben und dabei frei von allen Ausschreitungen des Lebens, wie das minder streng urteilende achtzehnte Jahrhundert es denen leicht gestattet hatte, die in Wirkksamkeit oder Stellung sich über die Durchschnittshöhe des bürgerlichen Lebens erhoben. Er führt uns durch die verschiedenen Räume seines Sabinums. Hier glauben wir uns in den Orient versetzt, dort in das früheste Mittelalter germanischen Lebens, hier unter die klassischen Gestaltungen des griechischen und römischen Altertums, dort erblicken wir die bunteren Formen und Farben des neueren Italiens, und dort wiederum mit Aristophanischer Laune geschaffene phantastische Bilder. Überall prägt sich die Freude des Hausherrn an stilgerechter Harmonie aus, aber nicht mit jener modernen Bedanterie, welcher sklavische Nachahmung einer abgestorbenen, mitunter nur vorausgesetzten Vergangenheit für stilvoll gilt, sondern in freier Aneignung und Verarbeitung, in welcher des Schaffenden eigenstes, innerstes Wesen zur vollen Geltung kommt und dadurch zugleich die bunten Gegensätze, denen wir auf unserem Gange begegnet sind, zu einem einheitlichen Ganzen verknüpft.

Und doch — gestehen wir es uns — all den ungewöhnlichen Anregungen, die hier auf uns wirken, können wir uns doch nicht mit ganzer Unmittelbarkeit hingeben. Wir glauben, das übliche Maß von allgemeiner Bildung mitgebracht zu haben, aber öfter bemerken wir, daß das doch nicht ganz ausreicht, um alles, was wir sehen und hören, nicht bloß dem Inhalte, sondern auch manch-

mal der Form nach ganz zu verstehen und voll zu würdigen, und es läßt sich auch nicht alles sogleich erfragen.

Wenn wir nun scheiden, nehmen wir die Erkenntnis und das Gefühl mit, daß wir uns in einer ebenso tief edeln wie geschmackvollen Umgebung bewegt haben, aber wir können zugleich nicht ganz die unbehagliche Empfindung unterdrücken, daß wir uns nicht so recht frei und natürlich bewegen konnten. Wir haben inhaltreiche Eindrücke empfangen, durch die wir uns nachhaltig gehoben und gefördert fühlen; aber wir haben sie bei sonst empfänglichem Sinne doch auch nicht mit der vollen Frische einer unvermittelten Wirkung hingenommen. Werden wir öfter, werden wir jedesmal gerne wieder hingehen? Es gehört vielleicht eine kleine Überwindung dazu, wie uns ja auch im täglichen Leben jeder Besuch einige Überwindung kostet, wo wir nicht sogleich vollkommene Fühlung bekommen haben; aber lassen wir uns dadurch nicht abhalten! Je öfter wir uns dazu entschließen, desto weniger merken wir das Befremdliche und Ungewohnte, desto mehr erkennen wir in der edeln Schale den edeln Kern. Wenn wir dabei gelegentlich uns die für ein volles Verständnis zunächst fehlenden Kenntnisse aneignen, so finden wir in dieser Erweiterung unseres Wissens einen neuen Genuß, der dann unter der Beleuchtung durch die Dichtung auch eine belebende und erquickende Wärme gewinnt.

Platen ist kein Dichter von Gottes Gnaden im höchsten Sinne des Wortes; aber wenn wir von seinen früheren Dichtungen absehen, durch die er der romantischen Schule nahe steht, so vertritt er die Klassizität im besten Sinne des Wortes, strenge in seinen Ansprüchen an die dichterische Form, untadelig in Erfüllung derselben, edel und vornehm in seinen Anschauungen und Grundsätzen. Die 89 Lebensregeln, die Platen als zwanzigjähriger Jüngling niederschrieb, zunächst für sich, ihrem Werte nach aber für alle jungen, ja sagen wir auch für alle älteren Männer, die noch fähig und geneigt sind, an sich zu arbeiten, bieten eine reiche Schatzkammer praktischer Lebensweisheit, wenn auch nicht jeder Gedanke unantastbar ist, namentlich in den metaphysischen und dogmatischen Anschauungen, von denen er ausgeht. Hier konnte ich aber nicht unterlassen, besonders darauf hinzuweisen, weil nach

meinem Dünken in ihnen ein Schlüssel enthalten ist, um Platen nicht bloß als Mensch, sondern auch als Dichter zu verstehen und zu würdigen. Er erzwingt durch seine Eigenschaften geradezu unsere Achtung, so wenig sie zugleich eine vertrauliche Annäherung erleichtern. Wenn in seinem „Loß des Lyrikers“ offenbar ihm „des Liedes leichter Takt“ viel weniger gilt als des Lyrikers „körniger Tieffinn“, so deutet er damit, ohne es zu wollen, auf seine eigene Schwäche hin. Die vollkommene Dichtung bietet uns Natur und Kunst in einem Gleichgewichte und einer Verschmelzung, daß der Übergang von dem einen zum andern und der Gegensatz beider nicht zu erkennen sein darf; bei Platen hat die Kunst das Übergewicht, diese aber zugleich in solcher Vollkommenheit, daß sie jedesmal neuen Genuß gewährt, wenn man erst Stellung zu ihm gefunden hat. — —



heimnis zu lüften, immer zerbrach es sich wieder; denn konnten es nicht böse Geister der Heidenzeit sein, die unter den mächtigen Deckel gebannt waren? wäre es nicht vielleicht eine Versündigung, ihnen das Tageslicht wieder zu öffnen? und welche Gefahren konnte ein solches Unterfangen nicht den verwegenen Unternehmern bereiten! So ging es von Geschlecht zu Geschlecht, bis endlich andere Zeiten, andere Sitten kamen; an die Stelle der früheren Scheu trat fecker Vorwitz. Wiederum ward eine Unternehmung gegen jenen Stein verabredet, diesmal aber auch ausgeführt. Alle jungen Leute kamen herangezogen mit Hebeln und Stangen, alle legten an, und so wenig auch anfangs Aussicht war, den mächtigen Felsblock in Bewegung zu bringen; endlich gelang es, ihn zu lichten, und noch ein und noch ein Ruck, da schlug er um! Erschreckt ergriff die ganze Mannschaft die Flucht; denn was konnte nicht alles dort verborgen sein! Allmählich faßten sie aber wieder Mut; gemeinschaftlich rückten sie vor und fanden auf der anderen Seite des Steins — die Inschrift:

Et weer ook doch mal Tiet,  
Dat ick kem' up de anner Siet!

---

#### Das Stück Süßholz. (1861.)

Es war Oldenburger Markt, für das Alter, in welchem ich stand, unbedingt das Höchste, was das öffentliche Leben bieten kann. Ich bekam einen Groten zum Geschenk, als der Markt begann. Wer war reicher, als ich? Ich hatte bis dahin vielleicht noch nie ein Stück Silbergeld zu freier Verfügung in Besitz gehabt und meinte nun, den Gipfel des Glücks erklommen zu haben. Doch nicht bloß die Armut, auch der Reichtum hat seine Sorgen, und die lernte ich mit meinem Groten schon vollständig kennen: zunächst die Furcht, den Reichtum zu verlieren, dann die schwere Aufgabe, ihn gut zu verwalten, damit ich ihn auch recht genösse und möglichst lange etwas davon hätte. Der rechte Genuß bestand für mich natürlich in der Verwendung für den Gaumen, aber wie legte ich mein Geld am besten an? Das war nun die schwierige Frage.